

~~o/K775 sch~~

Zentralbibliothek Zürich

Nekr Sch

0059

Nekrolog

über

Alexander Schweizer⁺

3 von

✓
Friedrich Meili.

STADTBIBLIOTHEK
ZÜRICH

Zürich

Druck von Zürcher & Furrer

1888.

J. 362
Ant. F.

Nekrolog

über

Alexander Schweizer

von

Friedrich Meili.

Birich

Druck von Zürcher & Furrer

1888.

Vom Pfluge weg, mit dem er so scharfe Furchen in ein weites Ackerland eingeschnitten hat, ist Prof. Dr. theol. und phil. Alexander Schweizer am 3. des Monats in einem Alter von 80 Jahren zur letzten Ruhe eingegangen. Gelehrte Freunde nannten es in ihren Beileidschreiben ein beneidenswerthes Loos, daß er in voller Thätigkeit abberufen wurde. Denn sie hätten sich nicht denken können, wie der rastlos Arbeitende sich in einer Muße würde zurechtgefunden haben, wie sie ihm sein auf nächsten Herbst geplanter Rücktritt vom reich gesegneten Lehramt in Aussicht stellte. Aber der Selige verlangte ja, wie einst sein großer Geistesverwandter, nicht in erster Linie nach Ruhe, sondern nach Stille. Und diese hätte ihm sicherlich dazu gedient, noch einige jener werthvollen Geisteserzeugnisse zu schaffen, die gleich seiner „Zukunft der Religion“ in leichter Broschürenform und für jeden Denkenden verständlich mitgetheilt, eben doch das ganze schwere Rüstzeug einer philosophisch-theologischen Gelehrsamkeit und einer Gewandtheit und Sicherheit im Ausdruck erfordern, wie sie Schweizer in so seltenem Maße besaß.

Alexander Schweizer wurde den 14. März 1808 als Sohn des in Murten amtierenden Pfarrers Joh. Jak. Schweizer geboren. Der durch vaterländische Erinnerung geweihte und mit seinen alten Mauerwerken so freundlich am See gelegene Ort blieb auch dann noch die Heimat des Knaben, als der Vater an die Pfarrstelle zu Nydau übersiedelte. Denn bei den in Murten wohnenden Großeltern mütterlicherseits wurde öfters ein längerer Aufenthalt gemacht, und die Schule dieser Stadt abwechselnd mit derjenigen Nydaus besucht. Ein höherer Bildungsgang, wie er für den beanlagten Knaben geplant

wurde, erforderte 1818 die Uebersiedelung an das neu errichtete Gymnasium zu Biel, aber nur für ein Jahr, nach welcher Zeit Basel bis zum Jahre 1821 den strebsamen Bögling aufnahm. Hier lernte er den hochbegabten Alex. Rud. Vinet kennen, diesen initiateur religieux, wie ihn Rambert nennt, den Schleiermacher innerhalb des französischen Protestantismus, der später bei der Entstehung der waadtländischen Freikirche eine so bedeutende Rolle spielte. Er wirkte als Professor für französische Sprache und Litteratur am Basler Gymnasium und Pädagogium und Schweizer bestätigte den nachhaltigen Eindruck, den dieser Mann schon in dieser Anfangswirksamkeit auf die Schüler auszuüben verstand. So hatte unser Gymnasiast bereits ein ordentlich Stück Welt kennen gelernt, als er 1822 zur Fortsetzung seines Schulbesuches in die Vaterstadt Zürich kam, welchen Aufenthalt er nun bis zu der im Jahre 1831 erfolgenden Ordination nicht mehr änderte. Zu seinen Gymnasiallehrern zählten Joh. Kasp. Drelli und Hofrath Horner; im Theologiestudium ließ ihm Chorherr Schultheß sein ganz besonderes Wohlwollen angedeihen. Daß er Theolog werde, scheint von frühe auf für den Pfarrerssohn selbstverständlich gewesen zu sein; übrigens stimmten Neigung und Tradition hier in glücklichster Weise überein. Diese Tradition griff ziemlich weit zurück. In der väterlichen Ahnenreihe Schweizers finden sich die Namen hochbedeutender Zürcher Theologen. Im 17. Jahrhundert wirkte in Zürich weitbekannt Joh. Kasp. Schweizer, latinisirt Suicerus, der nach Aussage seines gelehrten Zeitgenossen, Charles Patin, mehr Griechisch verstehe, „als alle jezigen Griechen zusammengenommen“ und dessen Hauptwerk der „kirchliche Thesaurus“ (Schatz) bis zur Stunde von Bedeutung geblieben ist. Auch sein Sohn Joh. Heinr. Schweizer, des Vaters Amtsnachfolger, zeichnete sich durch gelehrte Schriften rühmlich aus, hatte aber wegen seiner freieren Richtung in Zürich viel zu leiden und folgte schließlich gerne einer Berufung nach Heidelberg. Diesen hervorragenden Ahnen

des 17. und 18. Jahrhunderts sollte sich der Name Alexander Schweizer, welcher in der Theologie des 19. Jahrhunderts unvergänglich bleiben wird, würdig anreihen.

1832 wanderte Schweizer nach Berlin, von dem berühmten de Wette in Basel an dessen Freund Schleiermacher warm empfohlen. Ein Jahr verbrachte er in der Nähe dieses großen Theologen, nicht ohne lebhafteste Impulse für seine Weiterentwicklung von diesem Reformator deutscher Theologie zu empfangen. Häufig genug hat Schweizer selbst alles dessen gedacht, was er Schleiermacher für die Zeit seines Berliner Aufenthaltes und bleibend verdankte. Wenn man nun aber aus dem Umstand, daß vielleicht kein zweiter für Schleiermacher ein so feinfühliges Verständniß zeigte, wie Schweizer, und aus der geschickten Art, wie dieser manche mehr mystischen Anläufe Schleiermacher'scher Theologie zum klaren Begriff herausbildete, den originalen Standpunkt desselben zu einer Art Copie oder zweiter unveränderter Ausgabe von Schleiermacher herabsetzt, begeht man ein ganz eigenthümliches Unrecht. Eine derart ausgeprägte Stellungnahme in systematischer und praktischer Theologie, wie sie Schweizers reiche Lebensarbeit mit so bestimmten Grenzlinien vollzog, mit dem Schlagwort „Schüler Schleiermachers“ zudecken, heißt doch ein inländisches geistiges Originalprodukt ganz unnöthig entwerthen. Sonderbarerweise machen sich dieser ausschließlichen Rubrizirung Schweizers unter Schleiermacher in erster Linie nicht deutsche, sondern schweizerische Theologen schuldig.

In Berlin reiste Schweizer seine erste litterarische Publikation aus, die er den Behörden Zürichs und vor Allem seinem Gönner Prof. Schultheß widmete. Es sind zwei hübsche selbstständige Untersuchungen des 25jährigen, die bedeutame Fortsetzung hoffen ließen. Mit der ersten tritt er in den herrschenden Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus ein, ist aber nicht der Meinung, wie hüben und drüben dafür gehalten wird, daß die eine oder andere dieser Richtungen kurzweg zu verschwinden habe,

sondern er nennt sie zwei Betrachtungsweisen, welche zu einem organischen Zusammenwirken an der gleichen Materie bestimmt sind. Die beigegebene exegetische Studie über die Versuchungsgeschichte nach Matthäus erbringt den Beweis, daß der spekulativ so reich beanlagte Verfasser gleichwohl nicht gesonnen ist, seine christliche Lehrauffassung nach Art einer gerade damals aufkeimenden, idealistischen Schule mehr subjektiv zu konstruiren, sondern gründlich und ernst die Quellen zu prüfen, und die Schrift in ihrem genau erforschten normativen Inhalt zuerst reden zu lassen.

Als sich Schweizer um Ostern 1833 an der Universität Jena immatrikulirt hatte, wurde er nach wenigen Wochen von dem erkrankten Pastor Hirzel veranlaßt, in Leipzig eine Pfingstpredigt zu halten. Man kam überein, daß er als Vikar daselbst bleibe. Eine Frucht der fast zweijährigen gesegneten Predigtwirksamkeit, die er daselbst übte, ist uns im ersten Band seiner christlichen Predigten aufbewahrt, dem in der Folge nicht weniger als fünf weitere mit reichem Inhalt beigegeben werden sollten. Daß er aus Schleiermachers Predigt gelernt, ohne in Nachahmung zu verfallen, würde aus diesen Vorträgen zur Genüge hervorgehen, hätte nicht bereits seine durch des Meisters Hinschied veranlaßte, pietätsvolle und doch kritische Schrift: „Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger“ des Darstellers eigene Auffassung genügend herausgestellt. Den Predigttext nicht bloß als Motto vorangestellt, sondern wirklich behandelt zu haben, rechnet sich der junge Prediger zum Verdienst an, und daß er sich bei seinen Ausführungen nicht in allgemeinen Sätzen einer sogenannten Vernunftreligion gefiel, sondern das individuell christliche energisch betonte, überrascht in keiner Weise an dem Manne, welcher bereits in seiner Schrift über die „Dignität des Religionsstifters“ des Bestimmtesten ausführt, daß die Religion, im Unterschied zur Wissenschaft, zunächst aus dem Gottesbewußtsein des einzelnen Offenbarungsträgers hervorgeht. Schon hier läßt er über

feine Würdigung der Individualität Christi und ihres Verhältnisses zum Christenthum keine Zweifel offen.

Schweizer erfreute sich in der kurzen Zeit seines Leipziger Aufenthaltes einer ungemeinen Beliebtheit als Prediger und auch als freundlicher Gesellschafter. Denn er war auch später nicht, wie es Fernerstehenden etwa erscheinen mochte, zugeknöpften Wesens. So oft es ihm die Zeit erlaubte, fand er sich vielmehr sehr schnell und leicht mit dem ihn Besuchenden in ein Gespräch hinein, aus dem immer etwas für den Betheiligten abfiel, das der Erinnerung werth war. Einen fröhlichen Scherz scheute er selbst auf dem Katheder nicht, geschweige denn in solchem Zwiegespräch.

Während seines Leipziger Aufenthaltes hatte Schweizer u. A. auch Veranlassung, den Turnvater Jahn kennen zu lernen. Als Student schon und in der Eigenschaft eines Präsidenten der zürcherischen Turngesellschaft bemühte er sich sehr um die Hebung der Turnerei in seiner Vaterstadt. Er behielt das Interesse für diese Körperpflege bei. Da nun bei Herrn Buchhändler Hirzel Jahn hin und wieder ankehrte, äußerte er einmal den Wunsch, diese turnerische Koryphäe kennen zu lernen. Richtig kam's eines Tages die Treppe herauf mit altgermanischem Auftreten auf ganzer Sohle. Ein deutliches Anklopfen an die Thür, die sogleich aufgemacht wird — eine Mütze fliegt auf den Tisch und der Eintretende stellt sich vor: „Ich bin Jahn!“ Ruhig und bestimmt legt der Herr Vikar seine Hausmütze daneben mit dem Beifügen: „Und ich bin Schweizer“. Nach einer längeren Standrede verschwand Jahn, wie er gekommen, ohne eine Antwort abzuwarten.

Bereits im Jahr 1834 finden wir den jungen Theologen in der Doppelseigenschaft als Privatdozent und als Vikar am Großmünster in Zürich thätig. Als Privatdozent hatte er sogleich die Kollegien zweier ergrauter Lehrer zu übernehmen, und es war nur eine logische Konsequenz, wenn ihm hiefür 1836 eine Professur verliehen wurde. Die Studenten aber fühlten sich glücklich, daß sie nicht bloß

eine gebiegene Predigttheorie, sondern, wenn zunächst auch nur in Abendvorträgen ihres Herrn Professors und Vikars zugleich einen Begriff davon bekamen, wie eine nach solcher Theorie gestaltete Predigt sich thatsächlich ausnimmt.

Im Frühjahr 1835 trat Schweizer mit Charlotte Müller, die er in Berlin kennen gelernt, in den Ehestand. Schon ein Jahr später wurde ihm die Gattin durch den Tod entrissen, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt hatte. Im folgenden Jahr wurde Schweizer in den Kirchenrath gewählt, dem er bis zum Jahr 1869 verblieb, zu welchem Zeitpunkt es einer andern gerichteten politischen Strömung gefiel, ein solch' durch theoretische wie praktische Kenntnisse gleich hervorragendes Mitglied der obersten Kirchenbehörde zur Disposition zu stellen. Ebenfalls ins Jahr 1836 fällt Schweizers ständige Mitwirkung an der „Neuen Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz“. Sie war eine Frucht des neuen Geistes, der wie in politischen Kreisen so auch in den theologischen der Dreißigerjahre sich regte. Man hatte das Gefühl, daß es noch Aufgaben zu vollenden gelte, welche die Reformation nur halb zum Ziele geführt. Eine Reihe trefflicher Abhandlungen aus Schweizers Feder flossen in dieses Blatt. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem „Leben Jesu“ zugewendet, das Strauß hatte erscheinen lassen. Man erkannte einerseits an, daß in demselben nur das Resultat einer berechtigten Zeitströmung vorliege, welche wissen wolle, was am Leben Jesu mythischer Art und hinfällig, und was daneben bleibender geschichtlicher Kern sei. Eine Sichtung des Erzählungsmaterials, wie Strauß es vorgenommen, sei darum wohl berechtigt und schon deswegen nicht kirchenstürzend, weil die Kirche überhaupt in ihrem Fortgang nicht davon abhängig sei, ob einzelnes an der Darstellung des Lebens Jesu sich als Eigenthum einer früheren, anderes aber als solches einer spätern Berichterstattung herausstelle. Schweizer unterließ es dann aber auch nicht, und dazu gab ihm der spätere Straußenhandel genugsam Veranlassung, hervorzuheben, wie Strauß bis dahin erst die negative Seite

seiner Arbeit, nämlich die Zerfetzung der evangelischen Quellen geleistet, den Nachweis aber noch schuldig sei, was er in einer positiven Rekonstruktion zum Aufbau der christlichen Kirche beizutragen vermöge. So lange er in letzterer Hinsicht nichts gethan, müsse er sich's allerdings gefallen lassen, unter die bloß negirenden Elemente eingereiht zu werden.

Schweizer ist demnach mit seinen freisinnigen theologischen Anschauungen nicht in Widerspruch getreten, wenn er in den Großrathsverhandlungen über die Berufung von Strauß gegen eine solche Berufung und dafür sich aussprach, daß der Beängstigung, die im Volke der Kirche wegen bestünde, pietätsvoll Rechnung getragen werde. Seine bei diesem Anlaß gehaltenen Reden sind einschneidend und von bleibender Bedeutung. Nur Uebelwollen konnte ihm beilegen, er helfe die theologische Lehrfreiheit in Frage ziehen. War er doch der erste, der hiegegen energisch opponirte, als etwas von dieser Art in der auf die Straußenbewegung folgenden Reaktion wirklich versucht wurde. Bei diesen Großrathsdebatten hatten Schweizers Gegner übrigens Gelegenheit, eine neue Seite an dem gelehrten Manne aufzudecken, daß er es nämlich, um einen Ausspruch Bluntschlis über ihn zu gebrauchen, trefflich verstehe, auch die „Krazbürste kalter Ironie zu handhaben“.

Eine eigenthümliche Reise legte Schweizer schon in seinen frühesten Publikationen an den Tag. Außer seinem exegetischen Befund über das Johannes = Evangelium hat er kaum je Veranlassung gehabt, von seinen vielen und zum Theil recht neuen Untersuchungen und Resultaten etwas zurückzunehmen. Der Lehrstuhl, den er einnahm, war für die Pflege der praktischen Theologie bestimmt, ein Wissenschaftsgebiet, in dem ein Mann von dieser Selbständigkeit wenig auszubauen, aber noch alles anzubauen fand. Wohl lagen Andeutungen darüber, wie man erbaulich predigen, geschickt unterrichten, als rechter Hirte an der anvertrauten Herde wirken soll, zu Hunder-

ten vor. Bald als simple Umschreibung einer bloßen Amtstechnik, bald unter dem Gesichtspunkt pastoraler Klugheit und der Nützlichkeit des Seelsorgeramtes, aber ohne tiefere Begründung desselben und ohne einen präzisen Zusammenhang mit dem Ganzen des einschlägigen Wissensgebietes war dasjenige meist recht unzulänglich dargestellt worden, was seit Anfang dieses Jahrhunderts die Disziplin dieser praktischen Theologie zu innerer wissenschaftlicher Nothwendigkeit erheben will. Schweizer nahm gebührend Notiz von Vorarbeiten, wie denjenigen eines Schwarz, Marheinecke, Hüffel, besonders aber Schleiermachers selbst und verstand es in geschickter Weise Männer zu Ehren zu ziehen, wie den feinen reformirten Systematiker des 16. Jahrhunderts, Hyperius. Neben Schweizer, doch ohne ihm vorauszuweichen, bemühte sich der hervorragende Theologe Nitsch um die Vereinigung dieses gleichen Gebietes. Einem Gärtner gleich, der ein in der Hauptsache noch unvermessenes Stück Land einzutheilen hat, stellt Schweizer sich vor all' die vielfältigen Aeußerungen christlichen Gemeindelebens hin. Da ist es denn ein erstes Streben der Gesamtgemeinde, sich kirchliche Ordnungen beizulegen und dieselben in der Aufstellung eines geistlichen Standes gipfeln zu lassen. Beschlägt solches das Gebiet des Kirchenregimentes, so wirkt sich nun die Thätigkeit der Geistlichen hinwiederum im Kirchendienst an der Gemeinde aus. Und zwar hat der Geistliche zunächst die Gemeinde als ein ganzes vor sich. Die an solcher sich vollziehende Thätigkeit bildet den eigentlichen Gottesdienst oder das Gebiet des Kultus. Insofern der Geistliche mehr an den Gemeindeglauben gebunden ist, grenzt sich die Liturgik ab, wo er aber, zwar auf dem Boden dieses Glaubens stehend, doch seiner persönlichen Eigenart in der Predigt Ausdruck gibt, die Homiletik. Aber nicht allein mit der Gemeinde als Ganzem, sondern auch mit ihren einzelnen Gliedern hat er sich zu befassen, und zwar in der Seelsorge. Diese gestaltet sich, insofern auch sie in bestimmte Geleise ein-

gefahren ist, zu einer gebundenen; daneben aber bleibt dem Seelsorger noch ein freieres Gebiet, sich nach persönlicher Anlage und christlicher Erregtheit neue Pfade zum Herzen der Gemeindegengenossen zu bahnen. Endlich aber stellt die Gemeinde auch einen sich verändernden Organismus dar, dessen Minderung stetiger Erneuerung und Mehrung auf der andern Seite ruft. In mehr gebundener Form geschieht diese durch den regelmäßigen Unterricht der heranwachsenden Generation, durch die Katechese und in einer freien Form durch die Mission. Diese letztere will Schweizer also damals schon nicht bloß als eine Sache freier Vereinsthätigkeit, sondern als eine Pflicht der kirchlichen Gemeinschaft verstanden wissen, weil jeder gesunde Organismus das Bedürfnis haben soll, sich zu erweitern. Diese originale Eintheilung eines weitverzweigten Gebietes gibt uns einen Begriff von Schweizers Gabe, in schwierige Materien Licht und Zusammenhang zu bringen. Er hat an dem, was er als 27jähriger Mann neu und original entworfen, fast nichts geändert, da er später nach reiflicher Arbeit in diesen Materien ganz festen Stand gefaßt. Zwei der in genannter Eintheilung abgegrenzten Disziplinen hat er hernach noch in besonderer Schrift behandelt. Im Jahr 1848 erschien seine „Homiletik“, vielleicht das in sich geschlossenste Werk dieses so gründlich arbeitenden Gelehrten, und 1875 seine „Pastoraltheorie oder die Lehre von der Seelsorge“. Es ist, wie wenn mit erstem Werke ein gewisser Stillstand in der Bearbeitung dieser Disziplin bewirkt worden wäre, so ein Gefühl, daß vor der Hand nicht viel darüber hinaus zu sagen sei. Das wird für die fundamentalen Partien auch noch in den erst die letzten Jahre erschienenen verwandten Werken der Professoren Krauß in Straßburg und Basser- mann in Heidelberg rund und verdankenswerth anerkannt. Die Schrift über die „Seelsorge“ hat der Verfasser noch unter Dach gebracht, bevor die neue Zivilstandsordnung wirkte. Wir erlauben uns diesen Ausdruck, weil wir den stillen Aerger des Seligen darüber, daß dem Pfarrer so

schlankeweg jede Beziehung zum Zivilstand, zu gesetzlicher Schlichtung von Ehestreit u. dergleichen unterjagt wurde, gekannt haben. Er mochte nicht mehr daran hin, die bezüglichlichen Kapitel auf den neuen Stand der Dinge umzuarbeiten, was denjenigen freilich wenig beirrt, der sich an dem anderweitigen, um so vollgültigeren Inhalt dieses Buches zu erbauen versteht. Ein gesunder Ton herrscht in diesen beiden Schriften. Schweizer liebt es, mit dem Nächstliegenden zu exempliren. Genügt ihm ein Zug aus dem zürcherischen Kirchen- und Gemeindeleben, so holt er das Beispiel nicht weiter her. So behalten seine litterarischen Rundgebungen bei aller universellen Anlage eine richtige Lokalfärbung.

Unter den zahlreichen Gratulationschreiben, welche auswärtige Fakultäten zur 50jährigen akademischen Jubelfeier Schweizers im Jahr 1884 sandten, betont die theologische Fakultät Berlin in ihrer Anrede an den Jubilar: „Wenn sonst nicht selten zwischen wissenschaftlicher Theologie und kirchlicher Praxis Gleichgültigkeit von der einen und Mißtrauen von der andern Seite eine unheilbare Kluft zu errichten drohen, so haben Sie durch Ihre langjährige kirchliche Wirksamkeit an der durch Zwingli geweihten Stätte, sowie durch Ihre Schriften über Homiletik und Seelsorge den glänzenden Beweis für die Wahrheit und Durchführbarkeit des Schleiermacher'schen und reformatorischen Grundsatzes geliefert, daß alle wissenschaftliche Theologie der Kirche zu dienen und hinwiederum alle kirchliche Praxis an der theologischen Wissenschaft sich zu orientiren habe.“

In dieser Verbindung wissenschaftlicher Arbeit und fruchtbarer Praxis liegt zum schönen Theil die Erklärung für die geistige Frische und das regsame Weiterarbeiten, die den Seligen bis zur letzten Stunde nicht verließen. Als er 1844 das Pfarramt am Großmünster antrat, war er bereits ein in Zürich hochgeschätzter Prediger. Wie ernst ist der Pflichtenkreis, den er in der Antrittspredigt dem geistlichen Amte zuweist, wie schlicht und schön das

Gebet, das den Eingang der Predigt schließt: „Unser Vater im Himmel, gib, daß durch den Dienst dieses Amtes dein Name unter uns geheiligt werde, dein Reich komme, dein Wille geschehe. Gib uns hiezu das tägliche Brod, den Lebensunterhalt, diejenige Wohlfahrt, welche der Förderung deines Reiches zuträglich ist, und laß in dieser Ueberzeugung auch schwerere Zeiten uns ergebungsvoll tragen. Vergib uns unsere Schulden und Sünden mit der Liebe, von welcher auch uns ein Strahl beseliget, so oft wir unsern Schuldnern und Beleidigern von Herzen verzeihen. Führe keinen aus uns in zu schwere Prüfung, die uns Versuchung würde, ohne daß deine schützende Liebe uns siegreich herausführt aus allem Bösen; und laß uns tief empfinden: jede rettende, erhebende Kraft kommt von dir; denn dein ist das Reich und dein die Kraft und dein die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Wenige wichtige Zeitereignisse sind von da an bis zum Jahr 1871, in welchem Schweizer vom Pfarramt zurücktrat, vorübergegangen, die er nicht von der Kanzel herab mit einem tröstenden, aufklärenden oder ermunternden Wort illustriert hätte. So hat er schon in der Aufregung des Jahres 1839 vor den eidgenössischen Truppen in Zürich gesprochen, im Jahr 1845 die Luzerner Vorgänge behandelt und 1870 den anhebenden furchtbaren Völkerkampf einer ergreifenden Betrachtung unterstellt.

Und doch liegt nicht in dieser Behandlung großer Tagesfragen die erste Bedeutung seiner Predigtwirksamkeit. Vielmehr wie ein Hausvater aus seinem Schatze hervor-gibt altes und neues, kommt er auf dem Wege eines unablässigen Forschens in Schrift und Glaubenslehre immer wieder auf die Hauptpositionen des Christenthums zurück, die er sich durch keine Weltweisheit verflüchtigen läßt. Aber wie weit und wahrhaft freisinnig ist er dann von diesem festerrungenen Standpunkt aus in der Beurtheilung all der Einzelheiten, über die in der Welt oft mehr ge-zankt wird als über die Hauptsätze. Wie fein beobachtet er, wie alltäglich kann er's mittheilen, wie neu und an-

regend erweist er sich im Darstellen alter Wahrheiten. Er ist einer der wenigen Prediger gewesen, deren Erzeugnisse gelesen und im lebendigen Wort vernommen gleich ansprechen. Fein und gebiegen ist die Diktion und doch so populär; mehr durch ruhige Klarheit als durch Schwung der Worte und farbiges Gedankenspiel packend; ruhig, nur selten zu erschütternder Stärke sich erhebend der Vortrag selbst; musterhaft die Disposition seiner Rede; das Ganze erbaulich für den Augenblick und auf die Dauer leicht zu behalten. „Wir konnten“, sagte ein alter Defan, „wenn wir Alexander Schweizer in einer Predigt gehört hatten, nicht anders, als hingehen und über den gleichen Gegenstand reden; von seiner Anordnung des Stoffes loszukommen, war uns aber dabei ganz unmöglich.“ Und während manche bedeutendere und unbedeutende Andachtsbücher in neuerer Zeit entstanden und in die Haushaltungen eingedrungen sind, gibt es noch schlichte Leute aus dem Volke genug, die je und je wieder zu Schweizers Predigten greifen, weil man diese „immer wieder lesen könne“. Im kirchlichen Leben Zürichs bildet seine Predigtwirksamkeit einen Glanzpunkt. Hunderte, die sich anderswo nicht erbauen mochten, fanden an dieser Art ihren Gefallen, und auch die einfachste Frau ging nicht leer hinweg. Und als er in vorgerücktem Alter und unter ganz anders gewordenen Zeiten die Kanzel im Jahr 1871 verließ, da wurde ihm die Trennung von dieser Pfarrwirksamkeit schwer genug. Er hatte in erster Linie der Gemeinde gelebt und seine reiche wissenschaftliche Thätigkeit, die er daneben ausübte, nach seiner persönlichen Aussage mehr als eine Erholung denn als eine Arbeit empfunden.

So sehr nun Schweizer seinerseits bemüht war, in den Predigten einen gesunden, natürlichen Ton anzuschlagen, um so gründlicher war ihm die Unnatur gerade auch auf diesem Gebiete verhaßt. Eine seiner schärfsten Kritiken ist betitelt: „Die Restauration in der Predigt“ und stammt aus dem Jahr 1863. Er leitet sie mit den Worten ein: „Welcherlei Früchte die forcirte Herstellung veralteten

Glaubens erzeugt, können wir in der Predigtweise ihrer Anhänger sehen, eine Predigtmanier, die der gute Schuler als Geschichtschreiber der Veränderungen im Geschmack des Predigens — ohne große Mühe in irgend eine der schlimmsten Perioden des 17. Jahrhunderts einschalten könnte. Die emblematische, allegorische, auf überwältigende Pointen oder halbsprechende Vergleichen ausgehende Geschmacklosigkeit und Affectation macht sich wieder so breit, als irgend in frühern Tagen und trägt möglichst dazu bei, den Geschmack des Volkes zu verderben. Auf dieses Unwesen scharf eingehende Rezensionen vieler gefeierten Predigten würden mehr nützen als die obligaten Empfehlungsanzeigen, denen man überall begegnet.“ Eine kleine Probe dieser wünschenswerthen Kritik an drei ihm vorliegenden Predigten gibt dann Schweizer. Sie ist derart zersetzend, daß der berühmte Prediger selbst mit Wehmuth auf die Fragmente seiner Eloquenz geblickt haben mag. Er konnte sich aber mit den Schlußworten trösten, mit denen Schweizer ihn entläßt: „Bei alledem würde niemand überrascht, wenn unser Prediger gelegentlich irgendwo zum Hosprediger vorrücken sollte; denn diese Predigtweise gehört zu den von oben restaurirten Kernliedern und alten Liturgien. Wächter, ist die Nacht bald hin?

Es sind feine Uebergänge, in denen sich Schweizers akademische Beredsamkeit von der populärern in der Predigt abhebt. Die ganze Art ist da wie dort die nämliche, aber gleichwohl steigert sie sich in letztgenannter Eigenschaft oft zu klassischer Höhe. Hörte sich schon jedes Botum, das er ganz beiläufig, in einer beliebigen Debatte abgab, so regelrecht druckfertig an, so war sein Kathedervortrag vollends auch in den schwierigsten Materien von verblüffender Klarheit. „Und da soll sich's nun um eine schwierige Sache handeln“, fragte man sich erstaunt, wenn er einem einen wissenschaftlichen Streitpunkt so klar auseinandergesetzt. Sein eigenstes Charisma aber bestand darin, über religiöse Probleme vor gemischter, ge-

bildeter Zuhörerschaft so vorzutragen, daß alle pastorale Salbung vollständig zurücktrat, die Hörer zum Nachdenken gezwungen, mitgehen mußten und zuletzt wohl sich sagten, wie selbstverständlich doch nur solche tief greifende Fragen dem Verständniß sich darstellen, wenn Schweizer sie ansaßt. Er hat mit seiner Art, über Religion zu sprechen, manchem Gebildeten Achtung abgetroßt, der meinte, mit diesem mehr mystischen Kapitel im Reinen zu sein. Ein Stück klassischer Beredsamkeit ist mit ihm zu Grabe gegangen.

Anläßlich seines Jubiläums sagte Schweizer u. A. in einer Tischrede, er hätte stets jene Stunden zu den schönsten seines Lebens gerechnet, in denen er nach getreuer Vorarbeit an die Abfassung eines Werkes habe gehen können. Diese Freude ist ihm sicherlich zum ersten Mal gründlich zu Theil geworden, nachdem er aus den alten reformirten Dogmatikern und ihren Schriften eine Last von Beweismaterial gesichtet hatte, um es nun in der 1844—47 erschienenen „Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche“ zu einem Werke zusammenzutragen, das neu in seinen Resultaten, zwingend in seiner Entwicklung die volle Beachtung der lutherischen Kirche herausforderte. Von frühe auf hatte diese nicht bloß durch ihr geschichtlich mächtigeres Hervortreten, sondern auch durch ein geschlosseneres Lehrganzes imponirt. Die reformirte Kirche schien einer solchen Lehreinheit vielfach zu entbehren. Wo es sich daher um eine Union beider Kirchen handelte, muthete man unserer reformirten kurzweg zu sich zu akkomodiren. In sich selbst uneins, habe sie ja eigentlich wenig aufzugeben, durch eine regelrechte Assimilirung aber Vieles zu gewinnen. Schweizer läßt sich die Mühe nicht verdrießen, das Gegentheil zu beweisen. Wer aufmerksam den reformirten Lehrbegriff durchgehe, finde ihn in allen Hauptfragen bei den verschiedenen Vertretern übereinstimmend, vom lutherischen aber sichtlich unterschieden. Wenn letzterer von seinem Entstehen an mehr gegen das judaisirende in der katholischen Kirche, gegen ihre Werkgerechtig-

keit ankämpfe, ermangle die reformirte nicht, das pagani-
frende in derselben, die heidnische Kreaturvergötterung
im Katholizismus anzufassen und konsequent zu bekämpfen.
Derart strifte aber betone sie die Machtvollkommenheit
Gottes, daß gleichsam alle einzelnen Dogmen davon in
bestimmter Weise beeinflusst werden. Diese bei Zwingli,
wie Calvin und den übrigen reformirten Vertretern über-
einstimmende Eigenart aufgeben, hieße das Ganze des
protestantischen Lehrbegriffs um ein charakteristisches Merk-
mal verkürzen. Um solchen Preis die Union zu fordern,
wäre daher lutherischerseits ebenso unberechtigt als unflug.

Diese Ausführungen Schweizers weckten eine lebhafte
wissenschaftliche Diskussion, die theilweise mit Hestigkeit
geführt wurde, aber reichlich bewies, welch' wichtiges Thema
seine gelehrte Arbeit in Fluß brachte.

Den Fernerstehenden mag, wenn er vom Durchlesen
solcher alter Dogmatiker hört, vielleicht das Gefühl über-
kommen, daß derjenige nicht zu beneiden sei, der solche
trockenen Folianten durchgehen muß. Man vergißt aber
leicht, daß die sogenannten Streitfragen dieser Leute doch
immer die gleichen sind, die wir als denkende Christen
auch persönlich stets auf's Neue in uns zur Erwägung
bringen. Man vergißt auch, und das hat man in den
draftischen Vorführungen Schweizers, die er z. B. in
einem Kolleg über reformirte Dogmengeschichte gab, genug-
sam erfahren können, daß die alten Dogmatiker eine
Sprache mit einander redeten, die durch ihre Ursprüng-
lichkeit allein und auch bei werthloserem Inhalt im Stande
wäre, das Interesse zu wecken. Diese Leute stehen dem
Urzustand noch etwas näher, als wir Kinder des 19. Jahr-
hunderts, und Aussprüche, die wir glaubten vor dem
Friedensrichteramt anhängig machen zu müssen, werden
dort inmitten halb- und ganz ciceronischer Redewendungen
höchstens als Beleg dafür betrachtet, daß das christliche
Satz in dieser streitbaren Kirche noch nicht „dumm“ ge-
worden ist.

Eine zweite große dogmatisch-historische Arbeit bot der unermüdlche Gelehrte, nachdem er zwischen hinein seine „Homiletik“, einen vierten Band „christlicher Predigten“ und eine Anzahl kleinerer Schriften veröffentlicht, in den 1854 und 1856 erschienenen zwei Bänden „Protestantischer Zentraldogmen, in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche dargestellt“. Die erste Hälfte beschlägt das 16., die zweite Hälfte das 17. und 18. Jahrhundert.

Mit gründlichster Ausnuzung bekannter und bisher unbekannter Quellen, in einer Ausführlichkeit, die es zum Nachschlagebuch geeignet macht und zugleich mit Einträgen, die durch ihre lebendigen und feiner Schilderungen einem Ranke'schen Geschichtswerk zur Zierde gereichten, gibt dieses Werk von den Tagen der Reformation die Bewegung derjenigen protestantischen Dogmen wieder, welche Antwort auf die zentrale Frage bieten, wie der sündhafte Mensch erlöst wird. Mit den charakteristischen Schriften der drei großen Reformatoren, mit Darstellung und Vergleichung von Luthers *servum arbitrium* oder „geknechtetem Willen“, Zwingli's *providentia* oder „Vorsehung“ und Calvins *praedestinatio* oder „Vorherbestimmung“ wird angehoben und mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschlossen, seit welcher eine Weitergestaltung dieser Dogmen durch die Kirche nicht mehr stattgefunden hat. Immer orientirt Schweizer wieder durch treffende Rückblicke und Ausblicke über den weitem Gang der Darstellung mit Bemerkungen wie: „Was im 16. Jahrhundert vom protestantischen Prinzip erkämpft und als wesentlich vollständiges Lehrgebäude hingestellt worden ist, sehen wir im 17. Jahrhundert festgehalten, vertheidigt und schulmäßig genau ausgeführt, bis dann im 18. Jahrhundert freiere und weitere Gesichtspunkte sowohl der fortgeschrittenen intellektuellen Bildung als der subjektiven Frömmigkeit die überlieferten kirchlichen Lehrsysteme einem umbildenden und vielfach auflösenden Prozeß unterworfen haben, aus welchem unsere Zeit nun den Ausweg sucht zu einem mit der vorhandenen Bildung vermittelnden Lehrbegriff“.

Schweizer hatte in der Einleitung zum ersten Band versprochen, daß, wer die Mühe nicht scheue, diese Zentraldogmen durchzulesen, über reformirte Lehre sich gründlich unterrichten könne. Das ist in vollem Maße der Fall. Gründlichere Auskunft über unsere reformirte Eigenart werden wir uns nirgends holen können. Der berühmte Theologe Batke bekennt von diesem Werke, daß es überraschend viel Neues biete. Dennoch hatte es zunächst das Schicksal manch' anderer auf schweizerischem Boden entstandener wissenschaftlicher Publikationen. Schweizer selbst beklagt sich noch 1863, daß diese seine Arbeit „nicht nur von Fachmännern, sondern auch von Stahl, „abgesehen (natürlich) von des Verfassers Reflexionen“,“ als ein willkommenes Werk benutzt worden ist, aber in keinem der größern Journale Deutschlands bisher angezeigt oder beurtheilt wurde, obgleich es das einzige ist, welches die dogmatischen Bewegungen der reformirten Konfession aus schwer zugänglichen Quellen wieder vorführt und darum von den Fachmännern gerne benutzt wird. Dieses deutsche Ignoriren hat mich indessen weniger überrascht, als daß die französischen Protestanten von einem Werke nichts zu wissen scheinen, welches die Bewegungen ihrer Dogmatik der Vergessenheit entreißen wollte.“ Damit hatte es dann freilich in der Folge ziemlich gebessert. Schweizer durfte mit gutem Grund die Bedeutung dieser Arbeit auch für die Herstellung einer gesunden Union hervorheben. Denn so wenig er etwas an dem scharf geschnittenen altreformirten Lehrbegriff wollte ändern lassen, so trefflich hatte er doch mit seinem streng geschichtlichen Nachweis dargethan, daß die ursprüngliche Lehre der Reformatoren eine möglichst gemeinsame war und bei aller Hinneigung der lutherischen Lehrfassung in's anthropologische, sowie der reformirten in's theologische, in den protestantischen Grundvoraussetzungen doch die gleiche ist.

Fügen wir gleich das dritte monumentale Werk bei, das Schweizer auf dem Gebiet der systematischen Theologie geschaffen hat, die „christliche Glaubenslehre nach

protestantischen Grundsätzen“, in erster Auflage in den Jahren 1863—72, in zweiter Auflage 1877, je in zwei Bänden erschienen. Er vermeidet absichtlich den Titel Dogmatik. Denn Dogmatik sei „Kirchenjahrgangswissenschaft“. Er aber wolle vielmehr das Glaubensbewußtsein der gegenwärtigen evangelischen Kirche zum wissenschaftlichen Ausdruck bringen. In welcher Absicht Schweizer dieses Werk geschrieben, bekundet er in der Einleitung mit den Worten: „Einst haben die Väter ihren eigenen Glauben bekant, jetzt hingegen müht man sich ab, ihre Bekenntnisse zu glauben. Mit dem Apostel konnten sie sprechen: „ich glaube, darum predige ich“; jetzt aber hat sich vielen auch dieses umgekehrt zum stillen Geständniß: „ich bin Prediger, Theologe, Gemeindeglied, darum glaube ich, oder muß mich bemühen, glauben zu können“. — „Wer sich dieses auferlegt und es durchsetzt, wird, was er sein Gläubigsein nennt, als ein sauer errungenes Werk und Verdienst ansehen, gewöhnlich auch, je stärkere innere Bedenken und Anklagen dabei zu unterdrücken waren, um so gereizter den selbst gemachten dogmatischen Glauben verfechten. Leider hat sich bei dieser für Gefinnung und Charakter wie für die Kirche und Gesittung überhaupt bedenklichen Lage der Dinge das ernst fromme Ringen nach Erneuerung und Leben aus dem Evangelium in ein verderbliches Zerrbild umgewandelt, in das bloß amtlich veranlaßte Sichaufnöthigen eines Dogmensystems, welchem die aufrichtige Ueberzeugung nicht mehr folgen kann, so daß nur Selbstüberlistung oder Selbstvergewaltigung das nicht mehr fromme, sondern abergläubige Ziel willkürlich genug zu ergreifen sucht. Mag einzelne zufällig die Aufgabe leichter ankommen, jedenfalls werden sehr viele das Gesagte auf sich beziehen müssen; die Thatsache aber sollte jedes Glied der christlichen Kirche auffordern, das Seinige zu thun, um eine Heilung so krankhafter Zustände herbeizuführen.“ Es erhellt deutlich, was Schweizer damit will. Wohl weiß er, daß das fromme Selbstbewußtsein vom gegebenen überlieferten Christenthum bestimmt wird. Aber

es muß auch noch von einer andern Seite bestimmt werden, als nur der historischen, von der Idee der Religion selbst, so weit wir durch die Erfahrung befähigt, dieselbe zu erkennen vermögen. Die sittlich-religiöse Vollkommenheit des Menschen ist eine in uns lebende, gerade durch die christliche Erfahrung geweckte und geförderte Idee und bestimmt, in Vorstellungen sich aussprechend, unser frommes Gefühl mit. Was daher aus der historisch-religiösen Erfahrung, der Ueberlieferung entnommen, dieser Idee, so weit sie in uns lebt, widerspricht, das erscheint uns nicht als Wahrheit.“

Schweizer bricht also mit der Einseitigkeit, ausschließlich nur aus dem Ueberlieferten die eigene Christenüberzeugung bilden zu wollen. In unsern einem jeden sei die religiöse Idee wirksam und diese müsse mit der Erfahrung zusammentreffen. Das Christenthum aber wird seinem wesentlichen Gehalt nach mit der Idee der vollendeten Religion übereinstimmen, und nur deren Verwirklichung sein wollen. Nicht was schon längst gegolten und überall geglaubt worden, sei in erster Linie die christliche Wahrheit, sondern was sich aus der Aufeinanderbeziehung der fortschreitenden christlichen Erfahrung und der mittelst dieser immer reiner in uns auslebenden Idee absoluter Frömmigkeit und Sittlichkeit ergibt. Er führt dann u. A. aus, wie wir durch die Erkenntniß der Natur, der sittlichen Ordnung, am meisten aber der Heilsordnung selbst zu immer vollerer Erkenntniß Gottes getrieben werden, der aber in seinem innersten Wesen unergründlich sei, daher auch mit keiner dogmatischen Formel umschrieben werden dürfe. „Durch diese Stufen“, nämlich des natürlichen, sittlichen und erlösenden Reiches, „und durch diese Unterscheidung gewinnen wir die ganze Fülle der Gottesidee, auch so aber uns demüthigend zu dem Geständniß, daß wir doch nur eine abbildliche Gotteserkenntniß erlangen können und Gott nur inne werden und erkennen, so wie er im frommen Bewußtsein innegeworden und erkannt werden kann.“ Dem aus dem christlichen Selbstbewußt-

sein entnommenen Wesen des Christenthums dürfe in der Kirche nichts widersprechen, nichts dasselbe hemmen, trüben, schwächen oder irreleiten. „Was wir solche Wirkung üben sehen, das weisen wir zurück kraft unserer evangelischen Freiheit, die immer zu protestiren hat gegen die traditionellen Verunreinigungen oder das Festbannen der christlichen Wahrheit in irgend einer zeitlichen Zuständigkeit.“ In dem Abschnitt: das Wort Christi, sagt er u. A. in dem Passus, wo es sich um die Analogie von Jesu Prophetenamt mit dem alttestamentlichen Prophetenthum, speziell aber um das Wunder handelt: „Die Glaubenslehre kann gerade in diesem Gebiete, das nicht unmittelbar zur erlösenden Wirksamkeit Christi gehört, ganz ruhig vieles ungelöst stehen lassen, überzeugt, es werde eine fortarbeitende Exegese und Kritik weder absolute Wunder als historisch vorgefallene herausbringen, noch den Satz umstoßen, daß mit Christi Wirksamkeit auf das Geistige eine diese unterstützende Heilgabe sich bethätigt hat, die den Eindruck des Wunders hervorruft und doch nur ein in der geordneten Gesamtheit der Dinge enthaltenes, wenn auch selten nur unter besonderen Umständen hervortretendes Element ist.

„Namentlich wird aber der andere Satz sich bewähren, daß Christus selbst seine Gottesendung weder auf diese Wunder gründet, noch überhaupt der Wundersucht hold ist.“ Von dem weitherzigen Geiste aber, in welchem diese Glaubenslehre geschrieben ist, mag noch folgende Stelle Zeugniß geben: „Es ist unveränderlich über aller Zeit so begründet, daß Gesetzesreligion nothwendig im Gericht ausgeht. Da nun dieses immer nur die erste Gestaltung des religiösen Bezogensseins auf Gott ist, nur Durchgangszustand, der über sich selbst hinausweist, Gottes Gnade aber alle zur Kindschaft bestimmt hat und immer darauf gerichtet bleibt, jeden aus dem sich in Elend auswirkenden Gesetzesdienst zu erlösen und durch Christus zur Kindschaft zu leiten; so muß am Ende das endliche Geschöpf sich von der unendlichen Gnade gewinnen lassen,

und ein Mensch, der noch in der Gesetzesreligion gerichtet besteht, wäre ein noch nicht zu seiner Bestimmung gelangter. Wenn allen ein Fortexistiren nach dem Tode nachgewiesen ist, so muß das Schlussergebniß das Erlöstsein aller werden.“

Prof. Pfeleiderer in Berlin sagte seiner Zeit von diesem Werke: „Ich muß in Schweizers Glaubenslehre eine durch und durch philosophisch durchgebildete Wissenschaft erkennen“, und er hat als weitem großen Vorzug an ihr zu rühmen, daß „sie in der allgemein verständlichen Sprache der gebildeten Welt aus dem Vollen und Ganzen des heutigen Gemeindebewußtseins herauschöpft“. In der That haben die verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen ihr dieses Zugeständniß machen müssen. Wenn sie in ihren Schlussfolgerungen oft noch so entschieden heraustritt, die überlieferten Symbole und Dogmen noch so selbständig deutet, geschieht es stetsfort mit einer Pietät, die Niemanden verletzen kann. Wo wir uns aber hineinlesen, werden wir unterrichtet, zum Denken angeregt und erbaut zu gleicher Zeit. Es ist das ausgereifte Werk eines Mannes, der eine ungemeine theologische Erfahrung sich angeeignet hat, und sie mit derjenigen Wärme vorträgt, zu der vor allem der befähigt war, welcher 38 Jahre hindurch die Gemeinde durch das lebendige Gotteswort zu erbauen als seine erste und schönste Aufgabe erachtete.

Es wird schwer halten, eine nur annähernd richtige Würdigung dessen zu geben, was Schweizer kirchenpolitisch gewirkt hat. Wohl finden sich über wichtige Zeitereignisse öffentliche Kundgebungen und Gutachten von ihm vor, daneben aber entzieht sich ein großer Theil dessen, was er in mündlicher Verhandlung, als Rathgeber, Vertrauensmann und Mitglied von Behörden und Kommissionen geleistet, dem Urtheil. Seine Thätigkeit dieser Art hielt sich nicht innerhalb der Kantons Grenzen. An erster Stelle der Eidgenossenschaft wirkende Persönlichkeiten schätzten ihn als Freund und sachkundigen, besonnenen Berather. In Differenzen mit dem Katholizismus scheint er mehrfach

einer zwar wohl überlegten, aber konsequenten Geltendmachung der Staatsautorität das Wort geredet zu haben. Dem kirchlichen Bemühen im Kanton Waadt des Jahres 1845 widmet er eine aktenmäßige Darstellung. Er fand die Schuld der Spaltung besonders in dem Umstand, daß die waadtländische Kirche gar keine kirchlichen Behörden, überhaupt keine regelrechte Organisation besessen und vergleicht damit die ganz anders ausgebildete Zwinglische Kirchenverfassung unserer Zürcher Kirche. Die Neuorganisation des Zürcherischen Kirchenrathes und die andere Wahlart der einzelnen Mitglieder leitet er 1850 mit einer kleinen Schrift: „Das Bedürfnis einer Reorganisation des zürcherischen Kirchenrathes“ ein und im folgenden Jahr referirt er in überaus klarer und bündiger Weise über die Errichtung einer eidgenössischen Universität im Sinne der Kommissionsmehrheit. 1864 spricht er sich über die Frage der gemischten Synode aus, und wendet stetsfort diesen praktischen Kirchenangelegenheiten sein ungetheiltes Interesse zu.

Unter den Aufsätzen, die er zum größern Theil in der Protestantischen Kirchenzeitung veröffentlichte und dann unter dem Titel „Nach rechts und links“ gesammelt herausgab, findet sich ein solcher über die Denkschrift des Bischofs von St. Gallen aus dem Jahr 1858 und ein ähnlicher „der Pabst, ein Wort an die Katholiken der Schweiz“ aus dem Jahr 1860. Er schließt die erstgenannte Abhandlung mit den Worten: „Genug, es zeigt sich, daß die römisch-katholische Kirche mit ihrer „gewordenen“ hierarchischen Verfassung, welche neuerdings in voller Schärfe wieder geltend gemacht wird, neben dem „gewordenen“ Staat nicht bestehen kann, ohne die tiefgreifendsten Konflikte hervorzurufen, welche durch kluge Rücksichten in nachgiebigen Konkordaten einstweilen möglichst ausgewichen werden, ein volles gegenseitiges Vertrauen aber so wenig wieder entstehen lassen, daß diese Nachgiebigkeit bald genug von den Staatsleitern wieder bereut werden muß. Für die protestantische Kirche fällt

diese ganze Schwierigkeit weg. Die Reformation ist ja wesentlich eine Emanzipation aus der hierarchischen Gewalt; der neuere Staat und der Protestantismus haben das Bedürfniß dieser Emanzipation mit einander gemein. Das Christenthum kann nur in der evangelischen Kirchengestalt mit dem Staate Hand in Hand gehen; die römisch-katholische Hierarchie muß der Staat mißtrauisch bewachen, mag sie noch so laut versichern, daß eben sie den Staat schütze und halte.“ Der Opposition gegen den Ultramontanismus und der Würdigung der Reformation gelten übrigens auch die beiden letzten litterarischen Rundgebungen Schweizers. In einigen Artikeln der protestantischen Kirchenzeitung, Jahrgang 1883, unterstellt er Janssens, des katholischen Geschichtschreibers Darstellung der Reformation und der Person Zwinglis einer Kritik, über die nicht so leicht hinwegzukommen war. Würde noch an zwei oder drei Stellen der Janssen'schen Geschichtsfälschung derart auf den Leib gerückt, dürfte diese auch vor der schwerhörigsten wissenschaftlichen Instanz geächtet sein. Wer aber war, als 1884 das 400jährige Jubiläum Zwinglis in einem akademischen Akte gefeiert werden sollte, berufener, an derselben das Wort zu führen, als Schweizer? Wir besitzen diesen Vortrag des damals 76jährigen noch so geistesfrischen Mannes in etwas erweiterter Gestalt unter dem Titel: „Zwinglis Bedeutung neben Luther“. Der „Reaktion in Kirche und Staat“ widmete er einige deutliche Abhandlungen und einige andere, die auch nicht leicht mißverstanden werden konnten, dem „Ultralutherthum“, das so feindselig der kirchlichen Union, auf welche Schweizer großen Werth legte, entgegentrat. Es sind einige dieser klaren Auseinandersetzungen für maßgebende Kreise in Deutschland geradezu wegleitend geworden. Wie derart nach rechts, wandte sich Schweizer nicht minder bestimmt nach links. Hier hatte er zunächst mit Strauß, welcher in seinem „alten und neuen Glauben“ sich ein so eigenthümliches Testament gesetzt, einiges in Ordnung zu bringen. Daneben aber nahm der welt-

flüchtige Pessimismus, wie er besonders in Hartmann den modernsten Ausdruck gefunden, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit bewundernswerther Gründlichkeit las er sich noch in diese neueste Phase der Philosophie hinein und sprach sich exakt genug darüber aus. „Immer dieselbe Geschichte“, sagt er u. A. „Was Strauß an der christlichen Sittenlehre tabelt, das äscetische Element, das der Welt abgewendete, den Sinn für etwas überweltliches, gerade das will die pessimistische Philosophie nur noch viel durchgreifender, will es als das allein sittliche und müßte man sogar die Wissenschaft zu dem eiteln Welt-dasein rechnen, aus welchem man herausfliehen und erlöst werden soll. Wenn jener meint, „Wissenschaft, Bildung, Kunst, Technik, Industrie seien als bloße Weltlichkeit dem Christenthum antipathisch“; wenn er behauptet, „freilich gehen Christen in's Bearbeiten dieser Gebiete ein, aber inuner mit einer Art bösem Gewissen“, so würde Schopenhauer solches ungemein loben. Nun hält aber das Christenthum wiederum die Mitte zwischen zwei Einseitigkeiten, es schätzt dieses ganze Gebiet, mahnt zu fleißiger Arbeit im Beruf, ehrt jeden ehrlichen Erwerb, wie denn Paulus offenbar mit sehr gutem Gewissen als Zeltwirker sein Brod erwarb, um nicht der Gemeinde zur Last zu fallen; aber es hält die Wissenschaft, zumal sie so oft als Sophisterei und doktrinäres Denkerzitzium entstellt oder mit Hochmuth versehen ist, nicht für das allerhöchste und die humane Weltbildung nicht für das letzte. Höher steht ihm doch die Heiligung der Personen zur göttlichen Ebenbildlichkeit, das Ziel, welches von Strauß verspottet, von den Pessimisten aber übertrieben und zur Skarrikatur gemacht wird.“

Wir hätten die Aufgabe, auch über Schweizers Broschüre: „Die Zukunft der Religion“ etwas zu sagen, die ihre Spitze gegen den Materialismus kehrt. Doch möchten wir aber diese kleine Schrift viel lieber jedem Verehrer des Heimgegangenen und allen Denkenden, die sich über eine wichtige Tagesfrage orientiren wollen, zur voll-

ständigen Lektüre anempfehlen. Nirgends dürften sich auf so engem Raume beisammen eine so reiche Ausbeute feiner Definitionen und Bemerkungen über die Religion, ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft und über die Grenzen der letztern vorfinden. Zwar spricht sich das Vorwort etwas verbittert über gegenwärtige Zustände aus. Aber nur die innige Liebe zu seinen Mitbürgern, die er, wie von kirchlich reaktionären, so auch von irreligiös demoralisirenden Einflüssen verschont sehen wollte, haben ihm auch hier, wie so manchmal sonst, die Feder in die Hand gedrückt. Bemerkenswerth sind die zwei Briefe, welche zwischen Schweizer und Bluntschli über diese Schrift gewechselt wurden (vergl. Bluntschli: Aus meinem Leben. III. S. 430 ff.).

Schweizer hat eine lange Reihe von Semestern über „philosophische und christliche Ethik“, die nebeneinander, nicht ineinander zu behandeln, er dauernd für gut fand, an der Hochschule gelesen. Es war für Studirende der Theologie ein werthvolles Kolleg, aber auch Angehörige anderer Fakultäten haben sich gründlich daran erbaut. Was jedoch nicht ermangelte, diesen wissenschaftlichen Exkursen das rechte Relief zu geben, war der Eindruck, der einem bei näherer Würdigung der ganzen Persönlichkeit Schweizers verbüeb, daß sein ganzes Verhalten, sein besonnenes Thun und Lassen sich nach diesen klaren ethischen Maximen richtete. Streng gegen sich selbst, war er in allen Stücken überaus rücksichtsvoll gegen andere, wenn immer anderer Art nur unvollkommen, nicht aber gemein war.

Als nach Biederemanns Tod bekannt wurde, daß Schweizer sich entschlossen habe, noch einige Semester Glaubenslehre zu lesen, da hatten die Theologiestudirenden eine lebhaftere Freude. In der That gestaltete sich daraus ein Kolleg, das mit Dank frequentirt wurde. Die Sorge des greisen Dozenten, daß er wegen seines fast zur Erblindung neigenden Augenlichtes nicht mehr der Aufgabe werde genügen können, war bei seinem eminenten Gedäch-

niß und seiner dialektischen Gewandtheit grundlos genug. Wie nutzte er aber das fast erlöschende Augenlicht noch aus! So wenig war ihm zu lesen gestattet, wenn aber ein neues Werk von Belang erschien, war er immer wieder der erste, der es auf Herz und Nieren prüfte und darüber zuverlässige Auskunft zu geben wußte.

Neben der treuesten Sorge für sein Amt hat Schweizer sich nun nahezu fünf Jahrzehnde an Seite seiner zweiten Gattin Rosina geb. Hürlimann und im engern Familienkreis glücklich fühlen dürfen. Vier Söhne wurden dieser Ehe geschenkt. Von den drei noch lebenden hat sich der eine in unserm Armeewesen einen weitgeachteten Namen gemacht, der zweite sich dem Kaufmannsstand gewidmet, der dritte aber als Zürcher Staatsarchivar und selbständiger Geschichtsforscher der Wissenschaft schon beachtenswerthe Dienste geleistet.

Die männlich sichere Art, die Schweizer zu seinen Lebzeiten an sich zu Ehren gebracht, ist ihm bis zur letzten Stunde geblieben. Bis in sein hohes Alter hatte er sich im Allgemeinen eines trefflichen Gesundheitszustandes zu erfreuen. Bis acht Tage vor seinem Tode diente er noch in scheinbar ungetrübter Frische seinem Lehramte. Da brachte ihn eine rasch sich entwickelnde Darmverengerung aufs Krankenlager. Schlicht und einfach, wie sein Leben, sollte nach seinem letzten Willen auch die Bestattung sein.

Schweizers Bedeutung vollständig zu würdigen, wird Aufgabe einer umfassenden Arbeit werden müssen. Wir freuen uns jetzt, daß der Selige noch bei vollem Genuß seiner Kräfte anläßlich seines 50jährigen Dozentenjubiläums ein glänzendes Bild davon vor Augen schaute, wie weit herum seine Wirksamkeit Anerkennung gefunden. Von allen schweizerischen theologischen Fakultäten, von denjenigen in Berlin, Breslau, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Kiel, Marburg, Straßburg, Tübingen, Leiden, Paris, von dem Konsistorium der evangelischen Kirche in Havre von theologischen Vereinen in Württemberg, in Straßburg, Bre-

men, Hamburg und Osnabrück sind damals Kundgebungen herzlicher Verehrung eingegangen. In besonders großer Zahl aber fanden sich zur Dankesfeier die Vertreter der Zürcher Geistlichkeit ein, der freisinnigen Richtung nicht bloß, sondern auch der orthodoxen. Denn wenige mögen gegenwärtig im zürcherischen Pfarramt wirken, die nicht längere oder kürzere Zeit seine Schüler waren. Sie haben nebst seiner Wissenschaft auch sein Bestreben achten gelernt, in erste Linie immer die gemeinsame Kirche und erst in zweite Linie die Partei zu stellen.

Schweizer hat zweimal Anfragen hervorragender deutscher Universitäten abgelehnt, um im Dienste seines Vaterlandes zu wirken. Mag dieses sein Wirken und seine Vaterlandsliebe zugleich in ehrender Erinnerung tragen.

